

Nr. 45. **Bromberg, den 4. März** **1926.**

Der Schuß ins All.

Ein Roman von morgen.

Von **Otto Willi Gail.**

(11. Fortsetzung.) ———

Viertes Kapitel: Mondfahrt.

16.

Aufstieg.

Monate waren vergangen.

Ein ungewöhnlich strenger aber trockener Winter hatte die Arbeiten am Bodensee begünstigt. Wenn auch Korf während des Baues die unliebsame Entdeckung machte, daß er die Kosten merklich unterschätzt hatte, so waren nun doch durch die Sammlung ausreichende Mittel zugeflossen, die im Verein mit dem Darlehen Vacarescus Sorgen finanzieller Art nicht mehr aufkommen ließen. Der Notschrei aus der Rakete hatte gewirkt. Auch der Staat unterstützte nun das Werk ausgiebig durch Zuweisung arbeitsloser Hilfskräfte, deren Entlohnung die staatliche Unterstützungskasse übernahm.

Korf war unermüdlich tätig. Von seinem Amt als Chef-Ingenieur der Viktoriawerft vorläufig dispensiert, konnte er seine ganze Zeit und Kraft dem Bau widmen und seinem nie erlahmenden Eifer und seinen großzügigen Dispositionen war es zu verdanken, daß das Raumschiff Ende Januar bereits seiner Vollendung nahe war. Korf gönnte sich keine Rast, solange er Skoryna in Gefahr wußte.

Beinahe fünf Monate schon kreiste die Rakete um den Mond, unveränderlich in ihrer kosmischen Bahn. Das grauenhaften Schicksal des kühnen Pioniers der Raumschiffahrt hielt die Welt in Spannung.

Lebte er noch? Diese Frage stellen, hieß, sie verneinen.

Und doch gab Korf die Hoffnung nicht auf.

Weitere Lichtzeichen aus der Rakete waren nicht mehr beobachtet worden, trotzdem von allen Sternwarten der Erde aus die Umgebung des Mondes sorgsam untersucht wurde, so oft das Raumschiff in den Schatten der Erde oder des Mondes eintrat.

So war das Schicksal Skorynas äußerst ungewiß und mit Ungeduld wartete man auf die Korfsche Hilfs-Expedition.

Der alte Sam, der seine Wandergelüste vorläufig begraben und sich möblierte Zimmer in der Nähe der Werft gemietet hatte, in denen er seine ehemalige ärztliche Praxis wieder zu beleben hoffte, konnte zwar seine ablehnende Meinung über die Frage der Raumschiffahrt nie ganz verbergen; doch half er — soweit es in seinen Kräften stand — mit, die Arbeiten und Vorbereitungen zu fördern. Für ihn war der Bau nicht mehr eine diskutable Angelegenheit des technischen Fortschritts, sondern das Lebenswerk seines Schwagers, und außerdem hatte das Unternehmen nun eine hohe menschliche Aufgabe zu erfüllen, hinter der philosophische Debatten über Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit zurücktreten mußten.

Als Korf daran ging, die Besatzung des Schiffes zusammenzustellen und an Sam eine offizielle Einladung, die Reise als Schiffsarzt mitzumachen, ergehen ließ, tat sich für den alten Kosmopoliten eine Gewissensfrage auf. Feigheit war es ganz gewiß nicht, was ihn in seinem Entschluß schwankend machte — eher das Zurückschrecken vor der grandiosen Ungeheuerlichkeit des Unternehmens — das Zögern einer vornehmen und bescheidenen Seele vor der Schwelle der Prominenz.

Doch Korf wußte seine Bedenken zu zerstreuen.

„Onkel Sam,“ sagte er eines Abends, als sie beide in Finkles Wohnung am Ofen saßen, „erinnerst du dich an jenen prachtvollen Sommerabend auf dem See — kurz nach deiner Heimkehr — als dich die rotglühende Zugspitze begrüßte und du so glücklich warst, deine alte Heimat wiederzusehen?“

„Gewiß — der Abend war zu schön, als daß ich ihn so rasch vergessen könnte.“

„— als du von einem Menschlein sprachst, das vorwitzig der Mutter Erde entfliehen will, — und von einem Hauch, der dieses Menschlein auslöschen kann da draußen im All?“

Korf sah so betrübt drein, daß Sam sich eines Schmunzelns nicht erwehren konnte.

„Wieder ein Grund für mich, schön artig auf unserer Erde zu bleiben,“ entgegnete er mit ernst sein sollendem Gesicht, „genügt es dir nicht, wenn einer von uns Beiden zugrunde geht?“

Korf sah überrascht auf. Sam weidete sich eine ganze Weile an der Verblüffung des Schwagers und setzte dann hinzu:

„Ich verstehe schon, Gustl! Wenn du mit derartigen Kalibern kommst, dann — na ja, baue in Gottes Namen einen kleinen Eiskeller in deinen famosen Palast ein und unterstehe dich nicht, Plakate anzunageln mit der bezaubernden Aufschrift: „Rauchen verboten“!“

„Du kommst also mit, Onkel Sam?“ rief Korf freudig und ergriff die Hand des Freundes.

„Es bleibt mir ja nichts anderes übrig!“ knurrte Sam und machte sich los. Dann ging er noch zu Mutter Bärbel auf einen Schoppen, um über die neue Situation nachzudenken.

*

Die letzte Woche vor der Abfahrt verflog in rasender Eile. Vor allem mußte die Mannschaft einexerziert und auf ihre Tauglichkeit geprüft werden. Auf der kommenden Fahrt waren Verhältnisse zu erwarten, unter denen noch kein irdischer Mensch gelebt hatte, und deren Wirkung auf die körperliche Verfassung des Einzelnen niemand voraussehen konnte. Wenn auch anzunehmen war, daß die Schwerelosigkeit der freien Fahrt im Raum keine besonders nachteiligen Erscheinungen hervorrufen würde, so lag doch die Gefahr des übermäßig verstärkten Andrucks beim Aufstieg vor. Da die ärztliche Erfahrung nicht ausreichte, um mit Sicherheit die körperliche Widerstandsfähigkeit diesen ungewohnten Erscheinungen gegenüber zu beurteilen, so konstruierte Korf — um ganz sicher zu gehen — einen karussellartigen Prüfungs-Apparat, auf welchem die Kandidaten mit großer Geschwindigkeit auf einer Kreisbahn herumgeschleudert wurden. Die Zentrifugalkraft bewirkte hierbei einen Druck auf die Karussell-Insassen, den man beliebig steigern und in seiner Wirkung auf die Prüflinge beobachten konnte.

So hatte sich Korf eine brauchbare kleine Schar von zehn Werft-Technikern ausgewählt — lauter Leute, die er als geschickt und zuverlässig während seiner langjährigen Tätigkeit kennen und schätzen gelernt hatte.

Als zweiten Navigations-Offizier nahm er einen bewährten Luftkreuzerführer namens Berger, der seinerzeit bei der Überführung des „Z. R. 3“ nach Amerika zum ersten Male die Funk-Peilmanöver durchgeführt und sich damit einen Namen gemacht hatte. Berger vollführte buchstäblich einen Freudensprung, als ihm die Kommandierung zum Raumschiff bekanntgegeben wurde.

„Habe ich's nicht immer gesagt", meinte er strahlend vor Freude zu Korf, der prinzipiell nur unverheiratete Leute nahm, „das Heiraten ist eine famose Sache — wenn es andere tun!"

„Auf treue Kameradschaft, Herr Berger!" erwiderte Korf. Er wußte, daß er sich auf diesen Mann würde verlassen können.

Für den 3. Februar war der Aufstieg angesetzt.

Schon Tage vorher war der Startplatz ständig umlagert von Filmleuten, Berichterstattern und Neugierigen, die oft genug die Absperrung durchschlichen und das Raumschiff aus nächster Nähe zu betrachten versuchten. Aber die Wachen paßten auf und beförderten jeden Aufdringlichen nicht allzu sanft aus der Respektszone.

Korf konnte sich kaum mehr retten vor Interviewern aller Nationen, die ihn überall und zu den unglaublichsten Tageszeiten zu finden wußten, — bis Sam sich erbot, diese Leute zu empfangen und in Vertretung Korfs zu befriedigen. Tatsächlich druckten viele Zeitungen die Romane ab, die Sam den sensationslüsternen Journalisten in die Feder diktierte

Endlich brach der ersehnte Tag an.

In den ersten Morgenstunden bereits warfen Sonderzüge aus allen Richtungen ungeheure Menschenmengen in das stille Städtchen — in ununterbrochenen dicken Schlangen wälzte sich die Masse heraus zum Startplatz, der durch ein starkes Aufgebot von Militär und berittener Polizei in weitem Umkreise abgesperrt war. Unabsehbar — Kopf an Kopf — drängte sich die Menge, durch die eine stetige Wellenbewegung lief. Die Neuangekommenen drückten nach vorne und ließen die Glücklichen, die sich unmittelbar hinter dem Sperring mit Feldstühlen festgesetzt hatten, nicht zum Genusse ihres bevorzugten Platzes kommen — ein ewiges Drängen, Keilen, Schieben — so daß oft lebensgefährliche Stauungen entstanden und die Sanitätswache zu tun bekam.

Und doch konnten auch die Inhaber der vordersten Plätze nichts sehen, als die wuchtige kahle Halle, die das Raumschiff barg, und den aus der Halle auslaufenden Schienenstrang der Gleitbahn, die sich — wie ein Eisenbahndamm, viaduktartig die Senkungen überspannend — auf die östlichen Hänge hinaufzog.

Die gesamte Mannschaft war bereits an Bord und nahm unter dem Kommando Bergers die letzten Vorräte ein. Langsam krochen die Lastkraftwagen durch die kreischende Menge, luden vor dem kleinen Seitentor der Halle Kisten, Koffer und Ballen ab, die Stück für Stück in der dunklen Öffnung verschwanden. Auch ein Käfig mit einem kleinen bunten Papagei — Bergers Glücksvogel — wanderte unter lautem Protest des geflügelten Passagiers den Gepäckstücken nach. Zuletzt kam noch ein pfiffiger Filmoperateur zum Vorschein, der sich zwischen den Ladungen versteckt hatte, um während des Abladens Nahaufnahmen zu drehen, und nun zappelnd und schreiend seine Beute verteidigte.

Korf und Sam hatten sich die letzten Tage auf der Erde freigehalten und waren in einem kleinen Boot auf den See hinausgefahren. Stumm blickten die beiden Männer hinüber zu den tiefverschneiten Bergen und Wäldern der Heimat und nahmen wortlos Abschied — Abschied nicht nur von diesen Bergen und Wäldern der Heimat — Abschied von Mutter Erde überhaupt — Abschied vom festen Boden, von Luft und Wärme — Abschied vom Reiche der Menschen.

Was würden die kommenden Stunden bringen? Sieg oder Untergang? Würden sie jemals wieder Erdenluft atmen — grünenden Boden unter den Füßen spüren — den Zauber des knospenden Frühlings atmen? Oder war ihnen der Tod in Nacht und Kälte und schauerlicher Einsamkeit beschieden?

Wie Skorvna?

Der Gedanke an den Unglücklichen riß Korf aus den räumen. Er schüttelte die weichen Gefühle ab, die ihn in dieser unvergeßlichen Stunde des Abschieds zu übermannen drohten.

Die frühe Dämmerung des Wintertages brach herein, als Korf und Sam in Begleitung von Direktor Heyse, einigen prominenten Regierungsvertretern und einem kleinen Kreis auserwählter Pressekorrespondenten am Startplatz vorfuhren. Bewegung ging durch die Menge — „Korf ist da!" eilte es mit Blitzesschnelle von Mund zu Mund und ein brausendes Hoch umbrandete den Erfinder, als sein Wagen die Absperrung durchbrach.

Berger trat an Korf heran. „Klar zur Abfahrt!" meldete er in strammer Haltung.

„Danke!" sagte Korf kurz, aber nicht unfreundlich. Dann führte er seine Gäste in die Halle, die durch elektrische Scheinwerfer taghell erleuchtet war.

Da lag das gewaltige Raumschiff — ein riesiger, zuckerhutförmiger Stahlrumpf, der vorne in eine abgestumpfte, rings mit Fenstern besetzte Spitze auslief. Am hinteren Ende der teils schwarz gestrichenen, teils glänzend polierten „Riesenzigarre" gähnte zwischen den Stabilisierungsflächen die Öffnung des Auspuff-Trichters der Schubrakete. Winzig — wie Ameisen — erschienen die Menschen an dem glatten Körper des phantastischen Fahrzeuges.

Ein Zeichen Korfs — die Tore der Halle sprangen auf — grelle Lichtkegel stachen hinaus in die Dunkelheit — von unsichtbaren Kräften geschoben, setzte sich das Schiff langsam in Bewegung und glitt auf einem — auf den Schienen der Gleitbahn laufenden — Zug von Rollen-Schuhen majestätisch ins Freie.

Tobendes Hurra der vieltausendköpfigen Menge begrüßte den gleißenden Koloß bei seiner ersten Ausfahrt aus der schützenden Halle. Dann stand er wieder still — doch in seinem Innern wurde es lebendig. Die Tragdecks bewegten sich und breiteten sich rauschend auf volle Spannweite aus. Die glatte Raupe entfaltete ihre Schwingen und wurde zur gigantischen Libelle mit drei hintereinanderliegenden Flügelpaaren. Auf dem Scheitel des Vorderschiffes wehte die deutsche Marineflagge im Wind.

Stille ward es unter den Zuschauern.

Das also war die sagenhafte Maschine, von der alle Zeitungen seit Monaten berichtet hatten, — das war das Himmelsschiff aus Stahl und Blei, das kühne Menschen emportragen sollte über die heimatliche Erde, — das dazu berufen war, den tausendjährigen Menschheitstraum von der Eroberung des Sternenreiches zu verwirklichen. Deutscher Geist und deutsches Können — würden sie siegen über die Kraft der Erde und der Sonne?

Korf führte seine Gäste über einen rasch aufgeschlagenen Bohlensteg ins Innere des Vorderschiffes. Die Luke in der stählernen Außenwand mündete in eine kleine Kabine von der Größe eines Fahrstuhles.

„Diese Kabine," erläuterte der Ingenieur, „ist das eigentliche und einzige Tor zu den überhaupt zugänglichen Räumen des Schiffes. Ihre beiden pneumatisch dichten Türen ermöglichen während der Fahrt ein Verlassen des Schiffes in der Weise, daß man zuerst durch die innere Türe in die Kabine tritt, dann diese Türe schließt und hierauf die äußere öffnet. So bleibt während des Ein- und Austrittes der Luftdruck im Innern ungefährdet. Natürlich ist es unmöglich, das Schiff ohne Taucheranzug zu verlassen. Die Druckfreiheit des Weltenraumes würde einen Menschen sofort töten."

Durch die Kabine gelangten die Gäste in einen runden, von elektrischem Licht beleuchteten Raum — eine Art Diele oder Vorhalle.

„Dies ist das Zentrum des Vorderschiffes," fuhr Korf in seinen Erklärungen fort, „um diesen Raum herum liegen Kajüten, Waschraum, Eßraum, Rauchzimmer und elektrische Küche. Darunter befinden sich die Tankräume der Wasserstoff-Rakete."

„Darunter?" fragte einer der Reporter, zweifelnd, ob er richtig gehört habe.

„Ach so!" fiel Korf lächelnd ein, „ich muß Ihnen erst erklären, was hier unter oben und unten zu verstehen ist. Mit „unten" bezeichnet man naturgemäß diejenige Richtung, in welcher der Andruck wirkt — das wird während des Aufstieges, solange die Rakete arbeitet, die Richtung von der Spitze zum Auspuff sein. In unserer Schiffssprache ist die Spitze also stets „oben" und die Raketendüse, das hintere Ende des Schiffes, immer „unten". Das erscheint Ihnen jetzt in der wagrechten Ruhelage natürlich seltsam. Aber wenn man überhaupt an einem „oben und unten" festhalten will, bleibt die Längsachse des Schiffes der einzige Maßstab für die Vertikalrichtung. Unter den jetzigen Schwereverhältnissen wäre die Lage der Tankräume allerdings besser mit „hinter den Kajüten" zu bezeichnen. Übrigens sind diese Tanks — wie auch die Verdampfungskammern und Auspuffdüsen — von innen unzugänglich und werden durch elektrische Ströme vom Führerstand aus bedient."

(Fortsetzung folgt.)

Der Vogelfrieder.

Skizze von **Lita Wolff.**

Eines Morgens fand man ihn tot mitten unter seinen gefiederten Lieblingen. Als die Botenlene, die ihm alle Gänge besorgte, in den großen, hellen Raum mit den vielen Blumen trat, da lag der Vogelfrieder am Boden. Seine Hand hielt ein weißes Futternäpfchen, und auf seinen Zügen lag ein seliges Lächeln. Sah er es, daß ihm auf Brust und Schultern die kleinen Sänger saßen und jubilierend ihre Lobgesänge hinausschmetterten? —

— — Vierzig Jahre war es nun her. Da saß auf dem breiten Fensterbrett der Kellerstube ein blonder Junge und fütterte sein Kanarienweibchen mit ein paar zarten Salatblättchen. Die hatte ihm die gutmütige Frau Schmidt aus dem Gemüsekeller geschenkt. Frieders Vater war Flickschuster

und hämmerte jahraus, jahrein unter der Schusterkugel auf großen und kleinen Sohlen herum. Er behauptete, ganz genau den Charakter eines Menschen aus der Zerrissenheit eines Stiefels zu erkennen. Und so hatte er seine besonderen Lieblinge unter seinen Kunden, obwohl er viele davon gar nicht persönlich kannte. „Das ist ein ekliger Geizkragen", pflegte er von dem alten Rechnungsrat P. zu sagen. „Das ist ein patentes Frauenzimmer", hieß es dagegen von der Alwine Röseke, die dem alten Major den Haushalt führte.

Oben im Hause wohnte eine junge, reiche Witwe, die zwar niemals Stiefel besohlen, die höchstens mal ein geplatztes Nähtchen stopfen ließ. Diese Frau besaß nach der Meinung des philosophischen Schusters ein Herz aus lauterem Golde. „Sie hat einen Gang, als ob ein Engel schwebt —", sagte er von ihr. Auch der kleine Frieder hing an der lieben Dame mit dem goldenen Herzen. Sie sprach immer ein gutes Wort mit ihm, wenn sie an ihm vorüberging, und sie hatte auch wohl eine Apfelsine oder eine Tafel Schokolade für den Blondkopf in ihrem Täschchen. Der Frieder Habermann tat ihr in tiefster Seele leid, denn der arme, kleine Kerl hatte ein Buckelchen und würde, trotz der wundervollen Blauaugen, aus denen seine ganze reiche Kinderseele strahlte, zeitlebens ein Krüppel sein. Und deshalb durfte er auch recht oft hinaufkommen und mit ihrem Töchterchen Angelika spielen. Die kleine Engel, wie sie nur genannt wurde, war Jahre hindurch Frieders einzige Spielkameradin. Er war ein eigenartiges, seltsames Kind. Lautes Lärmen vertrug er nicht. Hörte er die gleichaltrigen Kameraden vor Vergnügen toben und schreien, dann bebten die schmalen Nasenflügel und die großen Augen wurden fast schwarz vor Erregung. Dabei kannte er etwa keine Furcht, aber sein feines Kinderseelchen zitterte vor allem Rohen und Häßlichen. Seit er die kleine Engel einmal mit eigener Lebensgefahr aus dem vereisten Mühlteich am Tor draußen gerettet hatte, war er ihr unzertrennlicher Gefährte. Wie ein kleiner Glorienschein lag es seitdem über seinem hübschen blonden Jungenskopf. Der Vater schalt ihn nicht mehr einen „weibischen Hosenmatz", sondern er streichelte ihm manchmal mit der harten Hand liebreich die Wangen. Er hatte plötzlich das Gefühl dafür, daß Frieder viel zu schade für den Schusterkeller war. Wenn der Kleine auf dem Fensterbrett neben seinem Vögelchen zwischen den blühenden Primeltöpfen saß und so wehmütig zum blauen Himmel emporstarrte, dann fuhr sich Vater Habermann manchmal mit dem Handrücken über die Augen. Der Junge, der Vogel und die Blumen gehörten zusammen! Die verblühten Töpfchen brachte er von oben mit, als sie das Dienstmädchen der kleinen Engel hatte fortwerfen wollen. Bei dem Frieder, unter seinen liebevollen Händen, blühten sie bald wieder in alter Pracht.

Und eines Tages, zu seinem zehnten Geburtstage, erfüllte sich der sehnlichste Wunsch seines Kinderherzens: Zu seinem Kanarienweibchen gesellte sich ein echter „Harzer Roller". Den brachte ihm die kleine Engel selbst herunter. Frieders Glück kannte keine Grenzen. Hänschen war sogar ein Lichtsänger, und als die Hängelampe angesteckt wurde, da schmetterte das Tierchen plötzlich mit allem Wohllaut seiner kleinen Kehle los. Frieder stand wie verzückt und lauschte. Und dann schlich er leise zur Tür, öffnete sie und sah zum Vater hinüber.

„Er singt — Vater — höre nur, er singt!" flüsterte er mit strahlenden Augen und zitternden Lippen. Der Schuster aber hatte schon aufgehorcht. Die fleißigen Finger ruhten ein Weilchen. Frieder ging zu ihm und lehnte den Kopf an seine Schulter. Das kam selten vor, aber an solchem Glück mußten sie gemeinsam teilnehmen.

„Junge, das ist ein ganz feiner — paß mal auf, der lernt alle deine Lieder pfeifen." — Und so kam es auch. Der musikalisch hochbegabte Frieder konnte stundenlang im Dunkeln sitzen und Hänschen die schönsten Arien vorpfeifen. Wo der Junge das Talent her hatte, wußte kein Mensch. Tatsache war, daß er alle Arien und Lieder, die er oben bei Frau Gutzeit, die eine wundervolle, geschulte Stimme hatte, hörte, in fast vollendeter Weise wiedergeben konnte. Hänschen war ein gelehriger Schüler, und es dauerte nicht lange, da pfiff und jubelte er so wundervoll, daß sich der Schuster zusammennehmen mußte, um nicht ganz die Berge zerrissener Stiefel zu vernachlässigen. Mutter hatte keine Zeit für solche Dudelei, die ging tagsüber waschen und war abends reichlich müde. Frieder war es gewöhnt, dem Vater bei kleinen häuslichen Arbeiten zu helfen. Manchmal, wenn es eilig war, trug er auch die fertigen Schuhe fort. Das Essen holte er mittags für wenige Groschen aus dem kleinen Budikerkeller nebenan.

„Wir zwei Männer — wir halten zusammen — was, Frieder?" pflegte der Vater scherzend zu sagen. Die Dritte im Bunde war nur die kleine Engel. Sie kam mit den schönsten Bilderbüchern herunter, und dann steckten die Kinder die Köpfe zusammen und phantasierten sich in ferne Länder hinein. In der Geographiestunde interessierten den Frieder die Kanarischen Inseln am allermeisten. Da er ein sehr guter Schüler war, so brachte ihm der Lehrer einmal ein Buch über diese Inseln mit.

Mutter Habermann war nicht sehr entzückt davon, als ihr „ihre beiden Männer" eines Tages eröffneten, daß sie eine Kanarienhecke anlegen würden. „Das macht Spaß und Geld bringts auch," erklärte der praktische Schuster. An dem Gelde lag nun dem Frieder rein gar nichts. Seine Vögel — wenn er mal welche haben würde — seine Vögel, die sollte er weggeben? Bei diesem Gedanken schossen ihm schon jetzt die Tränen in die Augen.

Seitdem Hänschen so wundervolle Arien pfeifen konnte, hieß der Gottfried Habermann überall in der ganzen Gegend der „Vogelfrieder". Und oft saß der ganze Schusterkeller voller Leute, die alle den Wundervogel hören wollten. Das Geschäft des Philosophen mit dem Schusterpfriem blühte wie noch nie.

Und eines Tages lagen wahr und wahrhaftig zwei entzückende, winzige Eierchen von mattgrünlicher Farbe mit kleinen schwarzen Tupfen in dem weichen, molligen Vogelnestchen. Das war fast zu viel des Glücks für den Frieder. Die ganze Nacht konnte er vor Aufregung nicht schlafen. — —

Aber dann trat zum ersten Male das Leid in sein junges Leben. Er mußte sich von der kleinen Engel trennen! Frau Maria Gutzeit zog mit ihrem Kinde in eine andere Stadt. Sie heiratete wieder.

Der Abschied von Engel hatte etwas in der feinen Knabenseele getötet. Irgend etwas war darin wie Glas zersprungen, und keine Liebe und keine Zeit konnte diesen tiefen Riß heilen.

Anfangs flogen ein paar Kinderbriefe hin und her, Frau Gutzeit schickte wohl auch Bücher und andere Sachen, aber allmählich hörte auch das auf. Das gelockerte Band zerriß. — Und die Jahre gingen hin. — —

Der Frieder war eingesegnet worden. So blaß und schmal war der kleine Krüppel, daß an einen Beruf für ihn gar nicht gedacht werden konnte. Es sei auch gar nicht nötig, meinte der vernünftige Vater, der Frieder hätte eine so glückliche Hand mit seinen Vögeln und seine Sänger wären schon jetzt so berühmt, daß dies Geschäft seinen Mann ernähren würde.

Allmählich hatte der Frieder einsehen gelernt, daß er die Vögel, *seine* Vögel, nicht alle behalten könnte. Es kostete ihm aber doch jedesmal Herzweh, wenn so ein goldenes Sängerlein den Schusterkeller auf Nimmerwiedersehen verlassen mußte.

Diese Sentimentalität konnte sich der Frieder nicht abgewöhnen. Und er träumte davon, wie es einst sein würde, wenn alle seine Vögelchen nur für ihn allein da sein durften, wenn er es nicht mehr nötig haben würde, sie zu verkaufen. Wie eine leuchtende Fata Morgana schwebte ihm dies Zukunftsbild vor. —

Und die sonst so launische Göttin Fortuna schüttete eines Tages ihr ganzes Füllhorn die knarrende Schusterkellertreppe hinab. Lauter blanke Zwanzig-Mark-Stücke waren es, die der Frieder in einer Lotterie gewonnen hatte. Und dies Glück deckte beinahe das Leid zu, das er noch immer um die kleine Engel trug.

Draußen im Grünen in der kleinen Vorstadt wurde ein Häuschen gebaut. Das Obergeschoß war fast ganz aus Glas, damit Sonne, Mond und Sterne und alle Blütenbäume hineinschauen konnten.

Hier schuf der Vogelfrieder seiner Sängerschar ein kleines Paradies. Da gab es Feigenbäume und großblättrige Zimmerlinden, kleine Palmen und andere exotische Pflanzen. Die Tierchen sollten sich auf ihre Inseln im Atlantischen Ozean zurückversetzt fühlen. Man spottete viel über den verrückten Buckligen. Wie sollte es wohl möglich sein, daß diese durch viele Generationen in Deutschland gezüchteten Tiere noch ein Gefühl für die Heimat ihrer Ahnen haben sollten?

Der Frieder wußte es besser! — —

Die Jahre kamen und gingen. Er war einsam geworden und merkte es nicht unter seinen Lieblingen. Ganz tief unten in einem Herzwinkelchen ruhte die Liebe zu der kleinen Engel. Die holte er hervor, wenn er seine besten Sänger die Arien lehrte.

Eines Tages kam ein Brief. „Lieber Frieder, ich weiß nicht, ob Du noch manchmal an unsere gemeinsame Kindheit denkst. Ich habe sie nie vergessen! Heute aber muß ich Dir schreiben. Ich habe einen Kanarienvogel gekauft, der kann nur von Dir sein, denn er singt Deine Arien. Wie sehr freue ich mich darüber! Herzlich grüßt Dich Deine Engel."

Da war der Frieder abwechselnd rot und blaß geworden vor lauter Glück. Nun hatte sein Leben wieder einen ganz besonderen Inhalt bekommen. Von ihm zu Engel hatte sich ein neues Band geknüpft.

Es lohnte sich doch, zu leben!

———

Im Reiche der Stürme.

Von Dr. Rudolf Wegner.

Mit dem Wort Sturm springt man oft leichtfertig um und bezeichnet damit jeden stärkeren Wind. Es sind aber hierbei verschiedene Merkmale zu beachten, welche die einzelnen Windstärken bestimmen. Hören wir an unserem Hause das Tosen des Windes, so kann man daraus entnehmen, daß er in der Sekunde etwa elf Meter zurücklegt oder etwa die Geschwindigkeit eines Ozeandampfers erreicht. Um Dachziegel aus ihrer Lage zu bringen, muß der Wind schon achtzehn Meter in der Sekunde zurücklegen und man nennt ihn dann erst Sturm. Bei zerstörenden Wirkungen schwerer Art erreicht der Sturm mindestens die Schnelligkeit eines D-Zuges, und Orkane gar durchfegen in einer Sekunde ungefähr fünfzig Meter, wobei Eisenbahnwagen und Lokomotiven umgeworfen werden können.

Wir wollen uns nun in den Bereich von heißen und kalten Stürmen begeben und einen Taifun auf hoher See an uns vorüberziehen lassen.

Wir lagern in einer Wüste Arabiens, über vierzig Grad Hitze herrscht. Dicker Dunst lagert am Horizont, der Himmel verschleiert sich, und die Luft ist staubig und wirkt wie ein Backofen. Es besteht so große Trockenheit, daß man beinahe verdursten kann. Da erhebt sich ein Wüstensturm und führt bei noch steigender Temperatur schwere Staub- und Sandwolken heran. Die ganze Umgebung hüllt sich in Staub und seine Feinheit ist so groß, daß er in Augen, Nase und Mund eindringt und das Atmen erschwert. Karawanen gehen dann oft zugrunde, heiße Sandmassen bedecken sie, und die bleichen Gerippe geben uns Zeugnis von dem Wirken des Wüstensturmes, dem „Samum".

Wir versetzen uns nach Westsibirien in eine waldlose Gegend. Den heißen Wüstenwinden sind ihrem Wesen nach die gefährlichen „Burane" verwandt. Eine weite Schneefläche dehnt sich vor uns aus. Ein Schneesturm naht bei großer Kälte. Man kann sich keinen Begriff von seiner riesigen Gewalt machen. Überall wird der Schnee emporgewirbelt und nach allen Richtungen hin getrieben. Es ist kaum möglich, die Augen zu öffnen, denn das Peitschen des Schnees ist zu kräftig. Eine Orientierung ist ausgeschlossen, nicht einmal nahe liegende Häuser lassen sich auffinden, Rufe und Schüsse verhallen, man verirrt sich, und der Tod pocht leise bei einem an. Menschen und Tiere legen sich auf die Erde, bis der Sturmwind vorüber ist, was etwa einen Tag dauert.

Wir befinden uns im chinesischen Meere auf einem Segelschiffe. Bei klarem Himmel steht eine dunkle Wolkenwand tief im Südosten. Das Barometer fällt, und der Wind beginnt sich zu regen. Fast alle Segel sind eingezogen, die Bewegungen des Schiffes werden immer unruhiger. Mit furchtbarer Heftigkeit setzt der Orkan plötzlich ein und legt den Segler auf die Seite. Eine unheimliche Stille tritt bald ein, denn der Mittelpunkt des Taifuns zieht über das Schiff hinweg. Von neuem beginnt das Rasen des Sturmes, so daß an eine Rettung kaum zu denken ist. Die Masten zerbrechen wie Streichhölzer, und die schäumende See überflutet mit riesigen Wellen das brave Schifflein. Endlich steigt das Barometer, und das Schlimmste ist überstanden. Wind und Wellen legen sich, und vom Himmel herab strahlt schließlich die Sonne, als wenn nichts geschehen wäre.

Ohnmächtig steht der Mensch jenen Elementen gegenüber und ist dem Geschicke dankbar, wenn es ihn vor dem Untergange bewahrt hat.

„Sollte es nicht dennoch eine Gedankenübertragung geben?"

Der soeben verstorbene Tiermaler Wilhelm Kuhnert war auch ein hervorragender Schriftsteller und hat seine Reisen auch mit der Feder fesselnd geschildert. Nach einem anstrengenden Jagdtag in Afrika verbrachte er eine Nacht in einem improvisierten Lager, da er in die Irre gegangen war und das Hauptlager mit dem Proviant nicht mehr erreicht hatte. Die Einzelheiten dieser Nacht schildert er selbst in seinem Werk: „Im Lande meiner Modelle", (Verlag Klinkhardt & Biermann, Leipzig). Die Stelle, welche sich auf Gedankenübertragung bezieht, lautet:

„Der Magen knurrt unheimlich! Und dieser Durst! Am allermeisten ärgert mich die Leere meines Tabakbeutels, läßt sich doch mit brennender Pfeife so manches leichter ertragen.

Plötzlich sind meine Gedanken der Wildnis entronnen und daheim im Elternhaus! Ein volles halbes Jahr bin ich infolge des Aufstandes schon ohne jede Nachricht. Und die liebe Mutter! Was würde sie sich ängstigen, wenn sie mich in dieser Situation sähe!

In demselben Augenblick überfällt mich eine furchtbare, nie gekannte Unruhe! Ich springe auf, wandle umher, zwinge mich zu anderen Gedanken, aber alles umsonst — das Bild der guten Mutter taucht immer wieder vor meinem Auge auf und mein Zustand steigert sich zur Angst!! — —

Drei Monate später erfuhr ich, daß das treue Mutterherz am Tage nach jener Nacht zu schlagen aufgehört habe. Ihre letzten Worten galten mir — im fernen Afrika. — — —

„Sollte es", so frage ich mich seither, „nicht dennoch eine Gedankenübertragung geben?"



Bunte Chronik



* **Das Geld der untergegangenen „Laurentic".** Im englischen Unterhause wurde dieser Tage von einem Vertreter der Admiralität mitgeteilt, daß durch die Taucher der letzteren bis jetzt für beinahe fünf Millionen Pfund Sterling (100 Millionen Mark) von der auf dem Meeresboden liegenden „Laurentic" geborgen sei. Dieses Schiff der White Star Line war 1917 an der irischen Küste von einem deutschen Unterseeboot torpediert worden.

*

* **Die nördlichste Zeitung der Welt.** In Godhaab auf Grönland ist der Herausgeber der nördlichsten Zeitung der Welt, Lars Möller, gestorben. Sein Blatt „Atuagag liutit", was bedeutet: „Etwas, was du lesen mußt", begann vor 65 Jahren sein Erscheinen in sehr bescheidenem Rahmen, zunächst mit einer Nummer jährlich. Lars Möller war ein Original; er galt etwas bei seinem Volk, war sich aber auch seines Wertes bewußt. Als der König von Dänemark 1921 Grönland besuchte, sprach er auch bei Lars Möller vor. Möller hatte in seinem besten Zimmer den Kaffeetisch für zwei Personen gedeckt. Dort sollten der König und er sitzen, während die Damen, darunter die Königin, in ein anderes Zimmer geleitet wurden.

*

* **Ein treuherziger Dieb.** Daß in Bayern gemütliche Leute wohnen, ist bekannt. Sogar auf die Diebe färbt die bayerische Gemütlichkeit anscheinend mitunter ab, jedenfalls zum mindesten auf den Postschaffner der kleinen Stadt D., der vor kurzem sich der Beraubung eines Postpakets schuldig machte. Dem Paket entströmte ein herrlicher Tabakduft. Da konnte er, der leidenschaftliche Schnupfer, nicht widerstehen. Aber das Gewissen schlug ihm doch; und so legte er in das Paket an Stelle des geraubten Schnupftabaks eine Reihe von Briketts und schrieb einen treuherzigen Zettel dazu: „Da ich ein leidenschaftlicher Schnupfer bin, wirst du mir den Tabak schon gönnen. Ich lege dir dafür etwas bei, was du auch gut brauchen kannst. Denn es ist augenblicklich Winter und sehr kalt." Der Zettel wurde sein Verhängnis. Man erkannte seine Handschrift, und im übrigen war die Tatsache, daß er ein Schnupfer war, bekannt. So wurde er gefaßt. Seine Treuherzigkeit ist nicht an den rechten Mann gekommen!

*

* **Der Husten eines Toten.** Als der berühmte Tony Lee, ein Schauspieler unter der Regierung Karl II., einst in einem Trauerspiele getötet worden war, konnte er, während er tot auf der Bühne lag, den Husten nicht unterdrücken, was teils lauten Lärm, teils schallendes Gelächter im Hause hervorrief. Da hob er den Kopf und sagte, zum Publikum gewandt: „Das beweist, daß meine Mutter selig recht hatte; sie hat nämlich oft gesagt, ich werde einst im Grabe husten, weil ich in die Suppe tunke." Das rief einen donnernden Beifall hervor, und alle verziehen ihm den vorher begangenen Fehler.



Lustige Ecke



* **Die fleißigen Angestellten.** „Wieviel Leute arbeiten in eurem Geschäft?" — „Etwa ein Drittel."

* **Ein ganz Praktischer.** „Mutti, Elschen hat aus Vaters Tintenflasche getrunken." — „Um Gottes willen . . . ." — „Das macht nichts, Mutti, ich habe ihr ein Stück Löschpapier in den Mund gestopft."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.